

2. Geburtsstunde der Pädagogik: die Antike

2.1 Von der Weitergabe des Wissens zum Unterricht der Philosophen

Seit Beginn der Menschheit haben Eltern ihre Kinder erzogen und ihnen etwas beigebracht. Als die Menschen ihr früheres, instinktgebundenes Handeln durch geplantes ersetzten und als sie anfangen moralisch in gut und böse zu unterscheiden, da begannen sie auch mit Bildung und Erziehung. Sie begannen ihr Wissen, ihre Erfahrung sowie ihre Sitten und Gebräuche an die nächste Generation weiterzugeben. Jahrtausendlang lebten Menschen in Horden, später in großfamiliären Sippen zusammen, ohne die Inhalte oder die Art und Weise dieser Weitergabe an ihre Kinder zu reflektieren.

Unsere Geschichtsschreibung der Pädagogik beginnt in dem Moment, in dem sich Menschen erstmals Gedanken über die Schwierigkeiten der Vermittlung von Erkenntnissen machten und die Frage stellten, welche Art und welches Maß von Wissen einerseits und welche „Tugenden“ (Haltungen, Werte, Charaktervorzüge) der Mensch andererseits benötigt, um ein „gutes“ Gemeinwesen mitgestalten zu können. Die Geburtsstunde einer solchen pädagogischen Reflexion führt uns innerhalb unserer abendländischen Tradition in das antike Griechenland. Hier finden wir die erste europäische „Demokratie“, d. h. einen ersten „Versuch“, zumindest männlichen Bürgern und Nicht-Sklaven die Beteiligung an städtischen Angelegenheiten zu ermöglichen.

Unser heutiger Begriff der „Pädagogik“ leitet sich aus dieser Tradition ab. Παις, d. i. Pais (Genitiv παιδος – Paidos) ist das griechische Wort für Kind, meistens Knabe. Ein παιδαγωγος (Paidagogos) ist ein „Agogos (das ist ein Führer oder Wegweiser) eines Knaben. Darunter verstanden die alten Griechen für gewöhnlich den Sklaven, der die Knaben seines Herrn zum Unterricht in die Schule oder auf den Turnplatz führte – auch damals geschah dies wohl nicht freiwillig. Der Paidagogos hatte zudem die Aufgabe, den Knaben vor sexuellen Übergriffen zu schützen, die offenbar notwendig war.

Unter Paidagogikā (παιδαγωγική) verstand man die Technik, bzw. Kunst (τέχνη) der Anleitung und Führung von Kindern.

Von dem Wortstamm „pais“ leitete sich auch das Wort παιδεία – „paidea“ ab. Darunter verstanden die Griechen zweierlei: erstens die Praxis der Zucht, der Erziehung zum tüchtigen Bürger der „polis“ (der Stadt, des Gemeinwesens) und zweitens den Inhalt dessen, was durch Erziehung und Unterricht vermittelt werden sollte, also ein Bildungsziel. Dieses Ziel wurde darin gesehen, Tugenden wie Tapferkeit, Besonnenheit oder Frömmigkeit herauszubilden, andererseits auch darin, die Fähigkeit zu vermitteln, das „Gute, Wahre und Schöne“ zu erkennen, also in moralischer, wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung.

Die Schriften der griechischen Antike sind deshalb bis heute relevant, weil sie zu verschiedenen Zeiten immer wieder entdeckt wurden (Ballauf/Schaller 1969, Bd. I, S. 71 ff.). Das dort formulierte Bildungsideal wurde in seiner idealistischen – auf das Gemeinwesen ausgerichteten Bestimmung – als Vorbild (Hentig 2003), wie auch in seinen Schattenseiten (Verpflichtung der Pädagogik auf staatliche Interessen) diskutiert (vgl. dazu Tenorth 1988, S. 43ff.)

2.2 Bildung vermittelt die Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen (Platon)

Biographischer Hintergrund

Platon (427 v. Chr.- 347 v. Chr.) gilt als einer der bedeutenden Philosophen des antiken Griechenlands. Er kam aus einer vornehmen Familie und wurde ein Schüler von Sokrates. Platons politische und pädagogische Auffassung sind durch die Jahrhunderte abendländischer Tradition überliefert und bis zur Moderne hin immer wieder neu entdeckt worden, nicht nur in der Renaissance – auch der zeitgenössische Erziehungswissenschaften Hartmut von Hentig bezieht sich auf die antike Idee der „Polis“ mit seiner Idee einer umfassenden politischen Bildung. Insgesamt eröffnet die antike Erziehungsphilosophie – mit ihr vor allem Platon – die bis heute relevante Fragestellung nach der menschlichen Bestimmung und wie sie erreicht werden kann (vgl. Tenorth 1988, S. 46).

Menschen- und Gesellschaftsbild

Nach Platon lebt der Mensch vor seiner Geburt im Reich der Ideen. Dies ist ihm zunächst nicht bewusst und daher muss er sich diesen Ideen erst mühsam wieder annähern und zwar durch einen Prozess vom „dumpfen Meinen zum Erkennen höchster Ideen“ (zit. n. Gudohns 2001, S. 74). Nach dem Tod tritt er wieder ins Reich der Ideen ein und wird von dort wiedergeboren.

In seinem Hauptwerk „Der Staat“ plädiert Platon für die Führung des Volkes durch Philosophen, da diese im Erkennen höchster Ideen am Weitesten vorange-

schritten seien, während sich die meisten Menschen in einer Art Höhle befänden und die Wahrheit mit dem verwechselten, was sie als „Schatten“ (Spiegelbilder der Realität) in der Höhle wahrnehmen können. Im Höhlengleichnis schreibt er:

„... vergleiche nun, ... unsere Natur in Bezug auf Bildung und Unbildung mit folgendem Erlebnis. Stelle dir Menschen vor in einer unterirdischen, höhlenartigen Behausung; diese hat einen Zugang, der zum Tageslicht hinaufführt, so groß wie die ganze Höhle. In dieser Höhle sind sie von Kind an gefesselt an Schenkeln und Nacken, so dass sie an Ort und Stelle bleiben und immer nur geradeaus schauen; ihrer Fesseln wegen können sie den Kopf nicht herumdrehen. Licht aber erhalten sie von einem Feuer, das hinter ihnen weit oben in der Ferne brennt. Zwischen dem Feuer und den Gefesselten aber führt oben ein Weg hin; dem entlang denke dir eine kleine Mauer errichtet (...) Stelle dir nun längs der Mauer Menschen vor, die allerhand Geräte vorübertragen, sodass diese über die Mauer hinausragen, Statuen von Menschen und anderen Lebewesen ... (...) ... glaubst du, diese Menschen hätten von sich selbst und voneinander je etwas anderes zu sehen bekommen als die Schatten, die das Feuer auf die ihnen gegenüberliegende Seite wirft? (...) ... glaubst du nicht, sie würden das als das Seiende bezeichnen, was sie sehen? (...) Auf keinen Fall, so fuhr ich fort, könnten solche Menschen irgendetwas anderes für das Wahre halten als die Schatten jener künstlichen Gegenstände.“ (Platon 370 v. Chr./1991, S. 299f.)

Bildung als Kunst des Sehens

Obwohl Platon an die menschliche Fähigkeit glaubt, die „Wahrheit“ zu erkennen, sieht er doch, dass viele Menschen ihre eigenen Wahrnehmungen verabsolutieren und damit eine eigene Wahrheit – heute würden wir sagen – „konstruieren“. Die Philosophen sollen die unwissenden Menschen „bilden“, indem sie ihnen ihre Konstruktionen zerstören. Platon ist sich bewusst darüber, dass die ans Licht der Wirklichkeit gezeigten „Höhlenbewohner“ nicht unbedingt froh über ihre gewaltsame „Aufklärung“ sind. Hier wird ein erstes pädagogisches Grundmotiv deutlich, welches die weitere europäische Geistesgeschichte prägte: das des „Ziehens“ eines Unmündigen an das Licht der Erkenntnis (vgl. Kron 201, S. 196ff.):

„Bildung ... wäre nun also die Kunst der ‚Umlenkung‘ ... Sie ist nicht die Kunst, ... das Sehen zu verleihen, sondern indem sie voraussetzt, dass (der Ungebildete) dieses zwar besitzt, aber nicht nach der richtigen Seite (schaut) ..., will sie ihm behilflich sein.“ (Platon 1991, S. 305)

Nach Platon soll geprüft werden, welches von den schulischen Lehrfächern für Männer, die später die Macht im Staat innehaben sollen, am hilfreichsten ist. Für ihn steht fest, dass diese Männer zu Philosophen erzogen werden müssen, was für ihn bedeutet, dass ihre Seele „aus dem gleichsam nächtlichen Tage zum wirklichen Tage“ geführt werden muss (ebd., S. 309).

Die höchste Wissenschaft ist für Platon die Mathematik, denn das mathematische Denken schult die Logik. Wenn man beispielsweise die Zahlen „eins“ und

„null“ wirklich begriffen hat oder geometrische Körper berechnen kann, schult man die Denkfähigkeit auch in anderen Bereichen. Daneben ist für Platon auch die Gymnastik sehr wichtig, da potentielle Machthaber auch geübte und fähige Krieger sein sollten. Ebenfalls auf dem Stundenplan standen die Musenkunst und die Künste, die Astronomie und die Dialektik, letzteres als „das Sich-Auseinandersetzen im Gespräch“ (ebd., S. 326).

Platon entwarf damit in seinem Buch „Der Staat“ einen ersten Fächerkanon dessen, was ein Mensch braucht, um in seinem Sinne praktisch tüchtig und zum Erkennen reiner Ideen fähig zu werden. Dieser platonische Fächerkanon wurde im Wesentlichen in der Antike übernommen und über eine erste Renaissance der griechischen Philosophen im Mittelalter entwickelte er sich zu den „Sieben freien Künsten“, wie sie in Latein- und Klosterschulen dieser Zeit vermittelt wurden: Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Logik und Kunst des Argumentierens), Arithmetik (Zahlenkunde, Rechnen), Geometrie, Musik und Astronomie.

Auch unser heutiger Lehrplan verdankt sich noch im Wesentlichen dieser Tradition. Lediglich fremde Sprachen fehlten noch auf dem Lehrplan, was darin begründet liegt, dass es einen kulturellen Austausch mit anderssprachigen Völkern (in der Sicht der Griechen waren das „Barbaren“) noch kaum gab.

Kritik und Diskussion: Was ist wahr und was ist nur scheinbar real?

So sehr die platonische Bildungsidee immer wieder Pädagogen fasziniert hat, so muss zunächst kritisch eingewandt werden, dass die Idee einer von Philosophen geführten „Polis“ (Stadtstaat) nicht nur ökonomisch auf einer Sklavenhaltergesellschaft basierte, sondern dass Bildung auch nur einer Elite von Männern vorbehalten war (vgl. Tenorth 1988, S. 45). Behinderte Kinder wurden vor den Toren der Stadt ausgesetzt, fremde Kulturen als minderwertig gesehen. Trotzdem ist die Idee einer Bewusstseinsweiterung durch Bildung als Idee des Perspektivenwechsels und die Herausbildung der Unterscheidungsfähigkeit zwischen Sein und Schein nach wie vor für einen kritischen Bildungsbegriff relevant. Nach Platon ist das menschliche Bewusstsein von sich aus kaum in der Lage, die sichtbare Realität in Frage zu stellen. Es konstruiert sich allzu leicht aus der individuell begrenzten Perspektive heraus eine eigene „Wahrheit“.

Auch in der Wissenschaftsrichtung des Konstruktivismus gehen die Wissenschaftler davon aus, dass es *eine* Realität nicht gibt, sondern nur vom Bewusstsein konstruierte Deutungen von Wirklichkeit. Allerdings unterscheidet sich Platons Vorstellung insofern von dieser konstruktivistischen Sicht, als dass er von einer „realen“ Wahrheit ausgeht, die die Philosophen zu erkennen vermögen. Daraus leitet er die Pflicht der bereits Wissenden ab, auch andere an das Licht der

Erkenntnis zu heranzuführen und sogar zu ziehen. Der Konstruktivismus dagegen erkennt an, dass auch Wissenschaftler und Philosophen in gewisser Weise an ihre Position „gefesselt“ sind, d. h. dass sie in ihrer je eigenen Sprache und mit ihrem fachspezifischen Vorverständnis jeweils einen Gegenstand, den sie zu erkennen versuchen auch immer mit konstruieren. Im radikalen Konstruktivismus geht man sogar davon aus, dass es so etwas wie die Wahrheit oder ein wirkliches Erkennen eines Gegenstandes überhaupt nicht gibt, also auch eine stärkere oder schwächere Annäherung an die Wahrheit nicht zu beurteilen ist (Glaserfeld 1997).

Nicht ganz zu Unrecht hat man dieser radikalkonstruktivistischen Position einen Hang zu Beliebigkeit vorgeworfen: zwar kann sich so niemand mehr anmaßen, für jemand anderen die Wahrheit zu kennen und ihn dorthin zu ziehen (wie Platon versuchte), aber es gibt auch keinen Standpunkt mehr, von dem aus die gesellschaftlichen Verhältnisse oder pädagogische Methoden kritisiert werden könnten. Auch die Frage, was noch als Bildungsinhalt relevant ist, kann in dieser „postmodernen“ Idee der konstruierten Realität schwer beantwortet werden. Aber die postmoderne Philosophie hat Recht, wo sie die Frage nach der gültigen Legitimierung von Wissen stellt. Sie hat Recht, wenn sie – wie Platon – auf den konstruierten Charakter von „Wahrheiten“ hinweist und falsche Wahrheiten entlarvt.

Literaturhinweis

Platon (370v. Chr./1991): Der Staat. München u. a.: dtv, insbesondere S. 299-307 (Höhlengleichnis)

Erziehung und Bildung
Einführung in die Geschichte und Aktualität
pädagogischer Theorien
Kuhlmann, C.
2013, VIII, 249 S., Softcover
ISBN: 978-3-531-19386-1